



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 113.

Montag, 14. Mai.

1928.

(19. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Krenker.

(Nachdruck verboten.)

Den Kopf gesenkt, starrte er vor sich hin. Seine Backenmuskeln bewegten sich. Mächtiges Zucken wetterleuchtete über seine hageren Wangen.

Und als er die Lippen wieder öffnete, schien es, als spräche er zu sich selbst und habe die Gegenwart seines Kumpanen völlig vergessen.

„Ich bin schon lange ein Verbrecher und habe hundertmal das Zuchthaus und Gefängnis verdient. Was schert mich das? Im Gegenteil — jedes Mal, wenn wir wieder eine unserer Gemeinheiten begangen hatten, hab' ich innerlich aufgetrumpft und hab's wie eine Abschlagszahlung des Schicksals empfunden. Als wolle es mir durch den immer neuen Sieg des Schlechten über das Gute in Raten zurückerstatten, was es mir damals auf einmal genommen. — So ist's immer gewesen. . . . Seit ich gestern aber diese Frau so weh ihr Lied singen hörte, und sah ihre todtraurigen Augen, und wie sie sich quälen mußte, um nicht laut aufzuweinen, und was ich da angerichtet. . . . die Nacht dann, wo ich keinen Schlaf fand. . . . Alles, was längst begraben und verschüttet in mir gelegen, das stand wieder auf und sah mich an. Schließlich ist man doch mal ein Kerl gewesen, der Achtung vor der Welt forderte — und ging man vorbei, dann grüßten die Vorgesetzten mit Wohlwollen, und die jungen Bengels rissen die Knochen zusammen und das Kinn an die Binde — weil man Oberzahlmeister war und Verantwortung trug. . . . Aber dann kam das mit dem Rittmeister von Iskem — und der Transport — und die Flucht — Holland — und die Regenacht auf der Hafenmole von Amsterdam, wo's schon drei Tage her war, seit man etwas gegessen. . . .“

Sein Murmeln erlosch. Nun war er ganz still.

Der Konjul d'Arzilla beobachtete ihn halb seitwärts mit ängstlich forschendem Blick.

Schließlich versuchte er:

„Rowalt — seien Sie vernünftig. Lassen Sie die Vergangenheit ruhen. Daran zu denken, macht schlaff und energielos. Ich weiß auch so, daß Sie im Grunde Ihres Herzens immer ein sentimentaler Deutscher geblieben sind und. . . .“

Den anderen riß es herum.

„Sentimental bin ich nicht. Das Leben hat mir das verdammt abgewöhnt. Aber ich hab' mal den Rock der alten kaiserlichen Armee getragen. Wenn auch nicht als Offizier, sondern nur als Oberzahlmeister, aber ganz egal — ich hab ihn getragen! Dabeim in der Garnison und draußen im Felde. Wir waren Leibregiment und trugen die Gardelilien. Wissen Sie, Mensch, was das heißt. Angehöriger eines Leibregiments gewesen zu sein?“

Verächtlich zuckte er die Achseln.

„Natürlich wissen Sie's nicht! Wo ihr da in eurem Portugal alle halbe Jahre Revolution macht und eure sogenannte Armee immer gerade für denjenigen Despoten eintritt, der als nächster ans Ruden und an die Futterkrippe will. — Ich aber hab die Uniform eines preussischen Leibregiments getragen! Und als die durch Urteil des Kriegsgerichts runter mußte, da ging die

Haut in Fetzen mit. Und die Narben brennen unaufhörlich durch das ganze Leben.“

„Na ja, schön. Das ist gewesen und liegt lange zurück. Wer denkt heute noch daran.“

„Ich!“ sagte Horst Rowalt verbissen. „All die Jahre da draußen in fremden Ländern und bei dem Bagabundenleben, das ich mit Ihnen und Madame führte — da war's eingeschlafen und eigentlich schon halb tot. Aber seit wir in Deutschland sind und ich meine Sprache wieder höre. . . . wie oft war ich draußen in Potsdam und Sanssouci — auch mal im Zeughaus.“

„Wozu erzählen Sie mir das alles?“

„Ich erzähle das nicht Ihnen, sondern mir. Meine Rache wollt' ich haben, das war mein gutes Recht. Auge um Auge und Zahn um Zahn. Und hast du mein Leben vernichtet, dann vernichte ich deins. . . . Ich habe aber ganz was anderes angerichtet. . . . Seit ich gestern abend im „Espanade-Theater“ war und seit der Nacht, die hinter mir liegt, weiß ich das.“

Der Konjul d'Arzilla mochte nichts mehr davon hören. Er ertrug das nicht länger. Seine Nerven und sein romanisches Temperament ließen es einfach nicht zu. Er hatte das fatale Gefühl, als überschritte er ein trügerisches Moor auf dünnen federnden Brettern, die bei jedem Schritt nachgaben und jeden Moment brechen konnten.

In aufbrausender Erregung schlug er mit der Hand auf die Schreibtischplatte.

„Genug von dem allen!“ sagte er rauh. „Ihre früheren Geschichten gehen mich nichts an. Die machen Sie gefälligst mit sich selber ab. Ich will jetzt klar und unzweideutig wissen, welche Absicht Sie verfolgen.“

„Mich von Ihnen endlich wieder zu trennen.“

Der Portugiese erschrak. Faßte sich jedoch und schob die Schultern hoch.

„Sie sind ja wahnsinnig!“

„Ich war es, als ich mich Ihnen in Amsterdam mit Haut und Haaren auslieferte und zum Spießgesellen Ihres — e — Handwerks wurde.“

„Wenn Sie sich jetzt etwa mit dem Plan tragen, heimlich zur Polizei zu laufen und mich anzugeben. . . . Hüten Sie sich, Rowalt, ich reiße Sie mit!“

„Was ich schon danach noch frage?! Aber seien Sie ohne Furcht — ich verrate Sie nicht.“

„Dann scheeren Sie sich in Gottes Namen zum Teufel.“

„Der schon lange auf Sie und auf mich wartet. Nein — ich werde schweigen. Doch nur unter der Bedingung, daß Sie mit Madame Berlin und Deutschland binnen wenigen Tagen für immer verlassen.“

Der Portugiese griff nach einem silbernen Brieföffner und preßte die Faust um sein Heft, als wolle er sich im nächsten Augenblick. . . .

„Sind Sie denn total von Sinnen, Mensch? Ich soll Berlin und Deutschland Hals über Kopf verlassen — wo Sie genau wissen, daß ich hier nicht loskomme, so lange Renna Lint. . . .“

„Sie werden Renna Lint nie erreichen!“

„Was sagen Sie? Nie erreichen? Wo ich seit einem Jahr auf sie warte und jetzt endlich soweit bin, daß ich die Hand nach ihr ausstrecken kann. Eine Woche habe ich ihr Frist gelassen. In wenigen Tagen ist sie abgelaufen. Dann hat sie ihre Verlobung gelöst und gehört mir.“

„Sie wird Ihnen nie gehören, weil ich mich dazwischen stelle. Seit ich diese Frau gestern gesehen und seit der Nacht, die hinter mir liegt, ist Ihr Plan erledigt. Jetzt schütze ich Rena Vint vor Ihnen und Ihrer Begierde. Aus Dankbarkeit dafür, daß sie mich zur Selbstbesinnung gebracht und das letzte bißchen Güte in mir wieder geweckt hat. Viel weiß ich damit nicht mehr anzufangen. Aber soweit soll es mir wenigstens dienen, um zu verhindern, daß sie an Ihrer Seite im Schlamm und im Zuchthaus endet.“

„Aber der Rittmeister von Ystem?“ leuchtete der Portugiese mit einem leichten verzweifelten Versuch.

„Wollen Sie Ihre fixe Idee wahr machen und Rena Vint das eingebildete Glück an der Seite ihres Bräutigams erhalten, — sind Sie sich auch klar darüber, daß es nur einen einzigen Weg gibt, indem Sie sich selbst als Täter bekennen und damit auf Ihre Rache verzichten! Denn durch Ihr Geständnis würde er ja vollkommen rehabilitiert werden. Wollen Sie sich selbst zum Narren machen und um die Revanche bringen, von der Sie acht Jahre lang träumen? Und das alles um eine lächerliche alberne Sentimentalität? Mensch — kommen Sie wieder zu sich!“

„Das bin ich bereits. Heute nacht bin ich wieder zu mir gekommen. Das eben danke ich dieser Frau.“

„Dann — dann —“

Juan d'Arzillas Selbstbeherrschung war zu Ende. Mit brutalen Geißelhieben peitschte die Wut der Enttäuschung sein heißes Blut.

Ein Schritt vor dem glühend ersehnten Ziele — und jetzt sollte alles vergebens gewesen sein. Weil dieser alternde Narr da drüben plötzlich . . .

Mochte er zum Teufel gehen! Kein Hahn krächte nach ihm. Keine Menschenseele würde ihn vermissen.

Den langen spitzen Brieföffner noch immer umframpft, kam er um den Tisch herum, sprang blitzschnell seinen Spießgesellen an.

Doch der hatte ihn schon erwartet. Man kannte einander ja.

Mit einem einzigen wuchtigen Fausthieb direkt auf das Kinn schleuberte er den Portugiesen in die Ecke neben dem Bücherschrank, wo er aufstöhnend zusammenbrach.

Dann wandte sich Horst Rowalt ab und verließ das Haus.

XII.

Frau Liddy van Naren erhob sich aus ihrem Sessel im Privatkontor des ehemaligen Kriminalkommissars Warnstett.

„Also mit anderen Worten — Sie können mir noch nichts sagen?“

„Vorläufig — nein.“

In leisem Unmut schürzte sie die feinen Brauen.

„Und dabei ist heute schon der dritte Tag meines Aufenthalts in Berlin“, erinnerte sie.

Der Detektiv ließ sich nicht beirren.

„Eine Zeitspanne, die noch wenig besagen will, gnädige Frau. Raum ausreichend für die ersten vorsichtigen tastenden Schritte. Derartige Feststellungen nehmen oft Wochen in Anspruch. Man muß Schritt um Schritt vorgehen, um etwaige Komplikationen zu vermeiden. Namentlich, wenn es sich, wie in Ihrem Falle, um einen Ausländer handelt. Da kann man sonst sehr leicht böse anlaufen. Immerhin glaube ich diesmal an einen schnellen Erfolg. Also nur noch kurze Zeit Geduld, gnädige Frau.“

Rasch versöhnte nicht sie ihm verabschiedend zu und verließ sein Haus.

Der Detektiv aber turbelte seinen kleinen Sportwagen an und fuhr zum Herzog von Hohenangern, bei dem er sich schon vor Liddy van Narens Besuch telefonisch angemeldet hatte.

Das Palais am Wilhelmsplatz besaß nach rückwärts

einen winzigen Park, der fast wie ein verwunschener Märchenwald anmutete. Harke, Spaten und Gartenschere durften nicht viel in Tätigkeit treten. Was wuchern und sprossen und blühen wollte, das ließ der hohe Herr ungehindert sein Wesen treiben, weil es ihm Spaß machte. So gab es da — mitten im Herzen der Biermillionenstadt und umbrandet vom fiebernden Verkehr — eine liebliche grüne, Vogelklang durchzwitscherte Wildnis, an der die Zeit wirkungslos vorübergegangen zu sein schien: halbverfallene Götterbilder zwischen üppig durcheinander rankenden Büschen. — Uralte Buchen und Eichen, unter denen schon Preußens Kaiserin, die Königin Luise, an der Seite des genialisch-leidenschaftlichen Prinzen Louis Ferdinand sich ergangen hatte. — Eine zerbröckelnde Marmorbank, auf der so manchesmal Friedrich der Einzige mit seinem getreuen Winterfeldt gesessen, der sich das Palais wenige Jahre vor dem Siebenjährigen Kriege erbaut hatte.

So war dieser alte, verwilderte, kleine Park ein Stüchchen Geschichte und Zeuge glorreicher preußisch-deutscher Vergangenheit. (Fortf. folgt.)

Weinprobe im Rheingau.

Von Nia Holland.

Ja, der Wonnemonat Mai beschert uns in unserem gesegneten Rheingau wahre Sinnesorgien. Da kommt zuerst das Fest für die Augen! Unter einem strahlenden, leibigen Himmel rieselt es weiß und rosa von allen Dängen zum Strom hinunter. Wie einen seligen Märchenweg wandelt man unter Kirschblüten und Apfelflüten, unter dem leuchten Grün junger Birken, die man streicheln möchte, so rührend zart sind sie. Die Duftwellen aus den Gärten mischen sich mit dem frischen Hauch des Stromes und dem würzigen Geruch, der von den Waldhängen weht.

In diesem Duftbad feiert die Nase ihr Fest. Für viele Nasen ist dies das höchste Fest im Mai. Aber es gibt Auslese, denen, im Verein mit Zunge und Gaumen, noch Höheres bereitet wird. Das sind die Nasen, die zu den Weinproben geladen sind und die sich durch besondere Begabung, durch hundertprozentige Entwicklung ihrer natürlichen Fähigkeiten, ein Anrecht auf diese Einladungen erworben haben. Und auch ich bekam eine Einladung!

Zwar fehlte der Fähigkeitsnachweis, aber Protektion ersetzt viel. Es war meine erste offizielle Weinprobe. Das mag zum Verwundern sein, da ich doch im Rheingau zu Hause bin. Aber es kommt daher, daß in diesem Punkte von der Gleichberechtigung der Frau überhaupt noch keine Rede sein kann. Da bleibt uns noch viel zu kämpfen. Liebe Mitgeschwestern! Auf diesem Gebiet sind wir noch nicht anerkannt. Trotzdem es doch klar ist, daß eine Frau eine in jeder Hinsicht geübtere Zunge hat als die Männer. Aber die verwirrende Tatsache bleibt bestehen, daß ich bei allen Proben die einzige Frau war.

Trotzdem wurde ich nicht beachtet.

Ich wandelte klein und häßlich in dem großen Probessaal umher, zwischen den schmalen, dicht und in strenger Richtung mit Gläsern besetzten Tischen, die aussahen wie mit Sekholz und Spanntordel sehr sauber gerichtete blaßgelbe Tulpenbeete.

Sie waren umstanden von sanften und ausschweifenden Embonpoints und nur wenigen Vertretern der schlanken Linie. Im Gedanken an Shakespear: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein“, hielt ich mich zum Tisch der Embonpoints, die nachweislich von behaglicher Gemütsart sind wie ein Sommersonntagnachmittag. Ich tat wohl daran. Denn „die schlankste Linie“ hätte sich bei den Sauerlingen — ach ja, es gab auch Sauerlinge! — sicher sehr aufgeregt. Es hätte mich gestört. Ich war auf Windstille eingestellt. Visten wurden entfaltet wie Gebethbücher. Es herrschte feierliche Stille, unterbrochen von leisem Gurgeln, Schnalzen, Spucken. Ich bewunderte die Trefflichkeit beim Spucken. Die auf neue Sachlichkeit eingestellten Spuckbeden waren zwar sehr groß, aber immerhin — es gehört Übung dazu. Nur ein paar „Bergelaufene“ — schluckten unter Offenbar waren sie im Verein gegen Mißbrauch des Alkohols.

Ich sagte nichts. — Es hätte auch niemand darauf geachtet. Endlich fiel es meinem eignen Manne ein, daß er seine Frau mitgebracht hatte. Ich war so klein geworden, daß er mich erst gar nicht fand. Aber dann gab er mir zwei Vergleichsproben zu kosten, über die Herren sich nicht einig werden konnten. Er entschuldigte sich bei den andern, daß ich außer der Reihe probierte. Man lächelte nur gütig, wie man einem Kinde zulächelt, das spielen will. Für

Männer ist es verpönt, außer der Reihe zu proben, — aber ich zählte ja nicht.

Ich hob das Glas mit der vorschriftsmäßigen Feierlichkeit und geblähten Nasenlöchern. Das Schlagwort „Gleichberechtigung“ tanzte in allen Druckbuchstaben, in denen ich es während der letzten Jahre gelesen hatte, um mich herum in totem Reigen, wie lauter kleine schwarze Teufel. Es dröhnte mir in den Ohren, als ob alle Frauen der Welt es ausgestoßen hätten. Ich kühlte mich als Vorkämpferin! Wie unsere ersten, tapferen Frauenrechtlerinnen vor dreißig und vierzig Jahren sich gefühlt haben mögen, als sie die ersten Plätze in den Universitäten erkämpften!

Ich nahm mir viel Zeit. Schlürfte — laute — nur sprechen tat ich nicht.

Dann sagte ich kühl und sachlich: „Nr. 42 ist würziger als Nr. 41, der, nebenbei gesagt, noch nicht ganz fertig ist. Außerdem ist er mehr Damengeschmack.“ Einige Ohren, die sozusagen ganz ausgeschaltet gewesen waren, hoben sich und ein Kennermund rief erschreckend laut und störend: „Was hab' ich gesagt!“ — Man gab mir neue Proben. „Sauer, sauer!“ — Der hat ja Frost gekriegt. — Spritzig, leicht. Bitte, etwas Besseres. Mhm, recht vollmundig. Der tapeziert einem das Maul aus! — Na, und wie ist's mit dem 21er? Oh, seliger Noah! Er ist passé...“

Man lief hinter mir her wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, man drückte mir eine Liste in die Hand für sach- und sachgemäße Notizen. Sieg! Sieg!

Aber ich durfte nicht mehr außer der Reihe probieren.

Erst beim Nachklang und Ausklang kam die sogenannte rheinische Stimmung auf, die jetzt schon künstlich erzeugt werden soll, in Bauernschenten und sonstwo mit rheinischen Mädchen, frisch importiert aus Berlin oder München, um den Fremden um jeden Preis davon zu überzeugen, daß ein rheinisches Mädchen beim rheinischen Wein der Himmel auf Erden ist. Meistens glaubt er's.

Ich fuhr mit meinem Klub der Diden im Auto zum nächsten Weinest. Keinem merkte man die 120 Sorten an, die er gepробt hatte. Es waren markige, massige, männliche Männer! — Die Fahrt war wunderschön. Klar stand die hellgarbe Zunge gegen den flimmernden Abendhimmel, im blauen Duft lagen die ferneren Berge: Niederwald, Nothberg. Unter breiten Nubbäumen mit rötlichen, schmalfingerigen Blättern standen gedeckte Tische. Dort flogen wir aus und fröhlicher Lärm scholl uns entgegen. Da gab es nun endlich Damen, junge, jüngere und ganz junge, in reicher Auswahl. Und auch hier war das Lied vom „rheinischen Mädchen beim rheinischen Wein“ unvermeidlich, aber schließlich ist es ja auch immer noch stimmungsreicher als „Die Oma fährt im Hühnerstall Motorrad“, was ich weder wichtig noch hilfreich, sondern nur höchst leichtsinnig von der alten Dame finde. Aber Verzeihung! Omas sind ja keine alten Damen mehr. Das erfuhr ich hier wieder. Was die jungen Dinger so um die Fünzig herum für einen Spaß hatten! Mein Klub der Diden wurde so rosa überglänzt von Stimmung, daß ich plötzlich das Gefühl hatte, als ging um meinen Tisch viermal der Vollmond auf. Nun sie nicht mehr nach einem Worte angeln mußten, das den geprobten Wein mit seinem Duft und allen seinen Eigenschaften aufpfeifte wie einen Schmetterling, das ihn festhielt in ihrem Jungenaedächtnis, gaben sie sich erst dem Genuß hin und schluckten diesmal alles richtig unter. Was zur Folge hatte, daß ein heftiges Schnellfeuer von Bliden und Worten auf den Nachbartisch eröffnet wurde und plötzlich einige blonde und braune Bubliköpfchen zwischen den Vollmonden schaukelten. — — —

Aber ich wollte ja nur von der Weinprobe erzählen, und das gehört schon längst nicht mehr dazu. . . .

Sono ioit qui mal a pense!

Sprungkünstler der Tierwelt.

Von Kurt Bibl.

Der bekannteste Vertreter der springenden Säugetiere ist wohl das Känguruh. Dieses, in der Gefangenschaft besonders ängstliche Tier, das die Steppen Australiens bevölkert, wird in unseren zoologischen Gärten gern und oft gezeigt. Es ist nicht gerade leicht zu erhalten.

Bereits nach vierzig Tagen kommt das Junge zur Welt. Das hilflos winzige Geschöpf, von der Größe einer kleinen Raupe, entwickelt sich nun in weiteren acht Monaten im Brutbeutel der Alten. In dieser Bauchtasche befinden sich auch die Zitzen, wo sich die Jungen festsaugen.

Das Känguruh kann sich infolge der schwachen Vordergliedmaßen laufend nur äußerst ungeschickt fortbewegen, um so gewandter aber versteht es zu springen. Die Auffassung, daß der starke Schwanz zum Abschnellen diene, ist irrig; er

wird nur als Steuer benutzt. Interessant ist die Struktur der Beine: während die schwachen Vorderfüße mit ihren fünf Zehen als Greifwerkzeuge gebraucht werden, haben die Hinterbeine sich sehr eigenartig umgestaltet. Hier fehlen völlig die Daumen. Die erste und zweite Zehe sind verkümmert und zusammengewachsen, die dritte dagegen ist ungeheuer stark ausgebildet und mit einer kräftigen Krallen ausgestattet. Die Sprungglieder besitzen naturgemäß eine sehr starke Muskulatur. Das Känguruh ist auch in der Freiheit scheu, sucht sich nie zu verteidigen, rettet sich vielmehr durch die Flucht. Wenn es zum Sprunge ansetzt, legt es die Vorderbeine an den Leib, streckt den Schwanz aus, stemmt die Hinterbeine in den Boden und schleudert sich dann mit ungeheurer Wucht nach vorne. In der Luft bewegt sich der Körper wie ein Geschos, und der Schwanz wippt fortwährend auf und nieder. Das Tier macht Sätze bis zu zehn Meter und erreicht zuweilen eine Höhe von drei Meter. Ein Sprung folgt dem andern, es geht über Gebüsch und Feden, so daß die Verfolger — seien es Reiter oder Hunde — dem kühnen Springer kaum zu folgen vermögen.

In der Gruppe der Lurche gilt der Frosch als der ausgezeichnetste Springer. Während sich ein Känguruh um das Dreifache der Körperhöhe emporzuschleppen vermag, erreichen die Hüfssprünge der grünen Teichbewohner mit Leichtigkeit das Zehnfache ihrer Größe. Diese Kraftleistung erscheint uns im Vergleich mit den Sprungerefordern des Menschen geradezu enorm: unsere Springer bekommen es bei bester Schulung kaum fertig, eine Höhe zu überwinden, die dem eigenen Körpermaße entspricht. Die Vorderfüße des Frosches sind schwach entwickelt, um so mehr aber hat die Natur die Hinterbeine begünstigt. Das vordere Paar dient nur als Stütze des aufschlagenden Körpers; die Muskulatur und der Knochenbau der Sprungfüße sind aber sehr stark. Die Ansatzstellen befinden sich an einem kräftigen Knochen der Wirbelsäule und des Beckens; im Zustand der Ruhe klappen die Hintergliedmaßen zusammen. Erst das Tier zum Sprunge an, erfolgt ein plötzliches Strecken der Glieder, dadurch wird der Körper fortgeschleudert. Der Frosch hüpfet nicht nur, um sich vor seinem Feinde zu retten, sondern versteht es auch meisterhaft, die Beute springend einzufangen. Er verfehlt selten sein Ziel, und die eigenartige Zunge klebt mit tödlicher Sicherheit das Insekt fest, das sich in die Nähe des Grünrods gewagt hat.

Auch in der Insektenwelt gibt es eine Anzahl Sprungkünstler. Zuerst sei die grüne Laubheuschrecke erwähnt, die im Volksmunde „Heupferd“ genannt wird. Dieses Kerbtier ist im Durchschnitt etwa drei Zentimeter lang; doch kennt man auch Arten, die bedeutend größer werden. Das eigentümliche Zirpen der Heuschrecken entsteht durch wechselseitiges Reiben der Flügel. Die Grashüpfer sind sehr flinke Burschen und schwer zu fangen. Versteht man sie nicht vorsichtig anzufassen, dann knicken sie mit ihren heisenden Greifwerkzeugen so fest zu, daß man sie rasch los läßt. Das hintere der drei Beinpaare dient zum Springen. Es ist besonders kräftig gebaut und sehr lang, mit ihm schnellst sich das Insekt meterhoch. Zuweilen geht der Sprung in den Flug über, bei dem dann die zwei hinteren Flügel als Kraftquelle mitwirken. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß sich die Heuschrecken sehr stark vermehren. Wenn sie zu wandern beginnen, bilden die hungerigen Schwärme eine fürchterliche Plage der Landwirte.

Als kühnster Springer kann wohl einer der kleinsten Vertreter der Insektenwelt gelten, das „Haustier“ Floh. Dieser arge Schmarotzer, der mit seinen scharfen Saugwerkzeugen das Blut schlürft, ist von Mensch und Tier gehaßt. Trotz seiner für uns so unangenehmen Eigenschaften müssen wir den winzigen Burschen als Sprungkünstler bewundern; er schnellst sich mit Leichtigkeit ein Meter hoch, erhebt sich also um das Dreihundertfache seiner Körpergröße. Übertragen wir diese außerordentliche Fähigkeit auf den Menschen, so kommen wir auf die Leistungen der Ballonspringer, die infolge der Gewichtsverminderung über hohe Berge hinweg zu sehen vermögen.

Alle Tiere, die hier genannt wurden, verdanken die Sprungleistungen ausnahmslos der eigenartigen Beschaffenheit ihrer Hintergliedmaßen. Zum Schluß soll noch ein Kerbtier Erwähnung finden, dessen Künste durch eine andere Einrichtung begünstigt werden. Nicht selten beobachtet man bei Gängen in die Natur einen Käfer, der sich von der Rückenlage aus mit großer Geschwindigkeit auf die Beine zu schleudern versteht. Dieser Akrobat ist der Saatschnellkäfer. Er besitzt an der Unterseite des Brustkastens einen Dorn, den er gegen den erhöhten Rand einer Grube preßt und dann plötzlich zurückschnappen läßt. Dadurch entsteht eine derartige Krümmung des Rückens, daß der kleine Käfer hoch in die Luft geschleudert wird, sich hier überschlägt, um endlich auf den Beinen zu landen. Abgesehen ist der Larve dieses Insekts, der sogenannte „Drabtwurm“, einer der gefährlichsten unterirdischen Räuber unserer Getreidepflanzen.

Ursprung der Germanen. Nach vieler Mühe ist es der prähistorischen Forschung, die nach dem Weltkriege wieder in erhöhtem Maße einsetzte, jetzt glücklicherweise gelungen, einiges Licht in das Dunkel des Urgermanentums zu werfen. Einer der bekanntesten und namhaftesten prähistorischen Forscher, der Göttinger Professor Dr. Schuchardt, kommt aus Grund seiner jahrzehntelangen Forschungen zu dem Ergebnis, daß insbesondere die Sprachforschung schon immer auf zwei Bevölkerungsschichten hingewiesen habe, aus denen sich das Germanentum im nordischen Kreise gebildet haben muß. Nach Professor Schuchardt war die erste Einwanderungsreihe aus dem Westen erfolgt, eine Tassache, über die man in wissenschaftlichen Kreisen schon lange einig war. Woher die zweite gekommen war, war bisher eine sehr umstrittene Frage. Die einen glaubten vom Rheine her, andere von Südrussland und wieder andere von Skandinavien. Professor Schuchardt ist nun aber zu dem Ergebnis gekommen, daß sich die zweite Welle klar erkennen läßt in den sogenannten Einzelgrabern unter Bodenideau, die sich mitten in der Steinzeit zwischen die nordischen Megalithgräber einfügten. Grabhügel sowie Inventar sind in diesen Gräbern ausschließlich thüringisch. Die Leichen liegen als Hoden, die Schädel sind schmal und hoch. Die Schnurbecher dieser Gegend lassen sich im Osten bis nach Ostpreußen und Finnland verfolgen im Westen bis nach Holland und im Norden bis nach Jütland. Die sogenannten Schnurkeramikgräber haben also im Norden das Germanentum geschaffen. Man nimmt auch an, daß die Schnurkeramik durch einen Eroberungszug nach Süddeutschland das Keltenium geschaffen haben. Thübingisch haben sie sich auch stark betheiligt an dem großen westgermanischen Zug nach Südosteuropa, der die Illyrer, Thraker und Griechen geschaffen hat. Die Thüringer erscheinen somit als das langgesuchte germanische Urvolk.

Wannals tolet den elektrischen Strom? Die Beziehungen zwischen dem elektrischen Strom und dem menschlichen Körper sind zwar schon seit Jahren bekannt. Nicht geklärt war aber bisher die in Wirklichkeit die tödliche Wirkung des Stromes zu erklären. Ist eine Frage, die besonders deshalb von grundlegender Bedeutung ist, weil sich nach ihr die Maßnahmen zu richten haben, die zur Rettung elektrisch Verunglückter zu treffen sind. Professor Jellinek in Wien vertritt die Ansicht, daß der elektrische Tod dem Erstickungstod ähnlich ist, daß also zur Rettung elektrisch Verunglückter und solcher, die vom Blut getroffen sind energische künstliche Atmung angewendet werden muß. Nach dieser Auffassung sind auch die gegenwärtigen Rettungsvorschriften ausgearbeitet. Dem steht die Ansicht von A. Moenschen Weis und anderen entgegen, daß durch den elektrischen Strom das Herz gelähmt wird, daß also die Atmung und der Blutkreislauf gleichzeitig unterbrochen werden. Hierdurch erklärt sich auch die große Zahl von Todesfällen bei verhältnismäßig harmlos scheinenden Unfällen. Durch die Unterbrechung des Blutkreislaufes wird dem Gehirn seine frische Nahrung mehr zugeführt, was in kurzer Zeit zum Tode führt. Zur Rettung elektrisch Verunglückter sollten also Mittel gesucht werden, um das Herz wieder zur Tätigkeit anzuregen. Bis passende Hilfsmittel hierzu zur Verfügung stehen, bleibt man aber zweifelhaft bei der bisherigen künstlichen Atmung, da durch diese ja auch das Herz anergert wird. Worauf es zurückzuführen ist, daß gerade die schwachen Ströme, die durch den Körper fließen eine solche verderbliche Wirkung haben, ist bisher nicht aufgeklärt. Für den Wirkungskreis des Elektromonteurs und für das tägliche Leben sind aber, wie Dr. S. Krönke im „Kosmos“ betont, diese Beobachtungen von größter Bedeutung. Zwar wird niemand auf den Gedanken kommen, daß nunmehr plötzlich die Hochspannungsleitungen ungefährlich geworden seien, vielmehr ist die Folgerung die, daß man gerade mit geringen Spannungen und schwachen Strömen vorsichtiger sein muß als bisher. Bei Stromstärken, die wesentlich unter 1 Ampère liegen droht allerdings dem Menschen keine Gefahr und da der Widerstand des Körpers, auch unter besonders ungünstigen Umständen, kaum unter etwa 50 Ohm zu rechnen sein wird, so darf man annehmen, daß Spannungen unter etwa 50 Volt wirklich ungefährlich sind. Vor den Spannungen der Lichtnetze dagegen sollte man sich künstlich mehr hüten als bisher; das würde allein dem Deutschen Reich jährlich etwa hundert Todesopfer des elektrischen Stromes ersparen.

Vornamen und Literatur. Man muß zweifellos feststellen, daß Vornamen stets im Anschluß an gewisse Vorbilder aufkommen und daß hierbei dynastische, religiöse oder literarische Beziehungen zugrunde liegen. Sehr häufig verketten diese Beziehungen alten, oft schon außer Kurs gesetzten Namen an erprobtem Aufblühen. So kommen z. B.

die Namen Hermann und Thusnelba im Anschluß an Klopstocks „Hermannsschlacht“ häufig vor, aber während der Name Thusnelba bald wieder erstarbt, bleibt der Name Hermann durch Goethes idyllisches Epos, durch die Dichter der Befreiungskriege und durch Kleists Drama dauernd erhalten. Durch Lessing wurden zweifellos die Namen Emilia (Emilia Galotti) und Minna (von Barnhelm) in stärkeren Umlauf gebracht und zahlreiche Namen wurden durch die Ende des 18. Jahrhunderts höchst populären Ritterromane vollständig. Ich nenne nur die auch im „Göt.“ vorkommenden Namen Adalbert und Adelsheid, ferner Mathilde, Kungunde, Berta, Agnes u. a. m. Ebenso sind die bis dahin sehr ungewöhnlichen Namen Adolfs, Benno, Bernhard, Bruno, Erich, Runo, Kurt, Walter, sowie die Mädchennamen Elisabeth, Hedwig, Hildegard usw. durch Ritterromane seiner Zeit neu hervorgerufen und in Umlauf gesetzt. Auf Goethes Einfluß führt sich die Festigung der Namen Erwin (Erwin und Elmire), Margarete (Faust), Eleonore (Tasso), Ottilie (Wahlverwandtschaften), Charlotte (Werther) zurück, und durch Schiller sind Max und Thekla beliebt geworden. Der Name Rosa ist durch Vulpius (Goethes Schwager) Roman „Rinaldo“ gebräuchlich geworden. Im Laufe des letzten Jahrhunderts haben wiederholt vielgelesene Romane starken Einfluß auf die Beliebtheit von Vornamen gewonnen. So Oswald und Lisbeth (durch Zimmermanns „Münchhausen“), Irma durch den Auerbach'schen Roman „Auf der Höhe“ und Edwin durch Dreyers „Kinder der Welt“. Hinlänglich bekannt dürfte der diesbezügliche Einfluß von Wagners Musikdramen bei der Wahl der Namen Elsa, Siegfried, Siegmund, Walter usw. sein. Aus der französischen Dichtung sind die weiblichen Zofennamen Elise und Lisette übernommen. Else ist durch Heines „Harzreise“ in Mode gekommen, während der ähnliche Badische Name Else während des 18. Jahrhunderts in argem Mißkredit war und auf geschwätige und unverständliche Personen Anwendung fand. Erst durch die Lieblingschriftstellerin unserer Großmütter, durch die Marliitt, wurde dieser Name durch deren Roman „Gosvella“ wieder zu Ehren gebracht.

Hygiene und Heilkunde

Wann erkältet man sich? Die Lehre von den Erkältungskrankheiten gehört zu den unstrittensten Gebieten der Medizin, und man hat erst kürzlich eine Kommission zur Erforschung des Schnupfens eingesetzt, um diesen so alltäglichen und doch noch so wenig geklärten Erscheinungen auf die Spur zu kommen. Gerade das Frühjahr ist ja eine besondere Erkältungszeit, ebenso wie der Herbst, und das nicht die Höhe des Kältegrades dabei von weitestlicher Bedeutung ist, zeigt die Tatsache, daß in strengen, trockenen Wintern weniger Erkältungen auftreten als in milden, feuchten. In einem Aufsatz über die Erkältungskrankheiten, den er in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht, behandelt Dr. Karl Harpuder die wichtige Frage, unter welchen Bedingungen eine Erkältung zustande kommt. Man hat besonders durch die umfangreichen Erfahrungen während des Weltkrieges erkannt, daß es unmöglich ist, aus den meteorologischen Wetterangaben den Grund für die Erkältungen festzustellen. Bei einer abgehärteten und kräftigen Truppe stieg die Zahl der Erkältungen auf das Vierfache über das gewöhnliche Maß, wenn sie sehr starken Kälte- und Nässeeinwirkungen oder Kälte- und Windwirkungen ausgesetzt war. Bei normalen Menschen ist nicht so kräftig und abgehärtet sind, hat man beobachtet, daß die Erkältung dann auftritt, wenn sie sich nach Erhitzung vorübergehend in Zugluft aufhalten, aus der prallen Sonne plötzlich in kühlen Schatten kommen oder schwitzend kaltes Wasser trinken. Danach ist es unzweifelhaft, daß nicht das Wetter an sich, sondern der Abkühlungsaffekt am Körper für das Zustandekommen der Erkältung maßgebend ist. Dieser kann durch niedrige Außentemperatur hervorgerufen werden aber auch durch plötzlichen Übergang von hoher Außenwärme zu mäßiger oder durch starke Wasserverdunstung an der Haut. Bei dieser Abkühlung ist neben dem Temperaturwechsel die Regulationsfähigkeit der Haut für Wärmeunterschiede von ausschlaggebender Bedeutung. Bei normalem Funktionieren der Haut sinkt zwar ihre Temperatur, und es tritt Kältegefühl, Frösteln auf, aber die Innentemperatur des Körpers bleibt dieselbe oder erhöht sich sogar, wodurch die Erkältung verhindert wird. Deshalb ist für den Eintritt einer Erkältung neben der Senkung der Außentemperatur die Disposition des Körpers sehr wichtig. Der vollkommen gesunde Mensch wird der Erkältung viel besser Widerstand leisten als ein mangelhaft ernährter, geschwächter oder irgendwie von Krankheitserregern bereits befallener Organismus.